

Zeitschrift:	Schweizer Soldat : die führende Militärzeitschrift der Schweiz
Herausgeber:	Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band:	75 (2000)
Heft:	7-8
Artikel:	"Schweizer; Ihr Gebirt ist herrlich" : die Ermordung Kaiserin Elisabeths von Österreich-Ungarn in Genf vor 100 Jahren
Autor:	Schlegel, Johann Ulrich
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-715599

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Schweizer; Ihr Gebirg ist herrlich»

Die Ermordung Kaiserin Elisabeths von Österreich-Ungarn in Genf vor 100 Jahren

Kaiserin Elisabeth, Sissi mit Rufnamen, war eine aussergewöhnliche Frau, und sie starb in Genf nach einem ebenso aussergewöhnlichen, bis heute in manchen Aspekten rätselhaften Mordanschlag am 10. September 1898.

Eugenie Amalie Elisabeth, Kaiserin von Österreich und Königin von Ungarn, die Frau des letzten berühmten österreichisch-ungarischen Kaisers Franz Joseph I., wird bis heute durch mindestens

Von Dr. phil. et lic. jur. Johann Ulrich Schlegel

teilweise kitschige Filme und ebensolche Schriften und Bücher in ein einseitiges Licht gerückt. Erst in jüngerer Zeit haben die Biographien der Engländerin Joan Haslip und der Österreicherin Brigitte Hamann den Lebenslauf dieser hochinteressanten, durch ihre gefeierte Schönheit in eine Feen- und Märchenwelt entrückte Frau objektiver darzustellen versucht. Ein Stachel pauschaler, nun negativer Einseitigkeit mit dem jeweiligen Etikett angeblicher Egozentrik und Depressivität durchzieht die heutige Historiographie, Klebezettel mit Aufschriften, die wiederum einseitig und letztlich oberflächlich sind. Elisabeth ist selbst nicht ganz unschuldig daran durch manch bizarre Verhaltensweise. Der nachfolgende Beitrag versucht unter diesen von oberflächlichen Etiketten verstellten Blick zu tieferen Schichten im Leben dieser bis heute ungewöhnlich stark beachteten Persönlichkeit zu dringen.

Die Mordtat

Kaiserin Elisabeth hatte am 9. September 1898 einen Ausflug von Territet bei Montreux nach Pregny unternommen, um dort die Baronin Julie Rothschild zu besuchen. Sie reiste wie üblich inkognito, unter dem Namen einer Gräfin von Hohenems. Nach dem Besuch übernachtete sie in Genf im Hotel «Beau Rivage». Im Gegensatz zu ihrem Begleittross liebte sie diese Stadt. Mindestens dem Hotelier war von früheren Aufenthalten her bekannt, welch prominenter Gast bei ihm weilte. Wer die Zeitung informierte, wurde nie in Erfahrung gebracht. Jedenfalls meldete anderntags eine Zeitungsnotiz, Kaiserin Elisabeth von Österreich sei im «Beau Rivage» abgestiegen. Genf war nicht nur eine Stadt der Kultur, der Weltöffnenheit und des Charmes der Romandie, sondern auch der Dekadenz und des Gesindels. Dieses Gesindel lehn-

Das Kaiserpaar vor der Ischler Sommervilla im Hintergrund Graf Grünne.



te andere ab. Elisabeth zog es an. Trotzdem wusste sie um die Gefahren der im europäischen Vergleich überdurchschnittlich asylloffenen Schweiz. In ihren Winterliedern dichtete sie 1887:

Schweizer, Ihr Gebirg ist herrlich!
Ihre Ihren gehen gut;
Doch für uns ist höchst gefährlich
Ihre Königsmörderbrut.

Nach der Ermordung Elisabeths erfolgten europaweit scharfe Angklagen gegen die Schweiz, weil sie «ihr Asyl zu weit öffne und alles aufnehme, was zu ihr komme, also auch die Verbrecher aller Herren Länder» (NZZ vom 13. 9. 1898 unter Berufung auf die italienische und deutsche Presse). Der «Königsmörder» Luchení hatte seit Tagen in der Gegend herumgelungert. Er äusserte vor dem Untersuchungsrichter, wie er «zufällig» die Zeitungsmeldung gelesen habe. Hierauf lauerte er dem Opfer beim Hotel auf. In Begleitung der ungarische Gräfin Irma Sztaray ging die wie immer schwarz gekleidete Kaiserin, in der einen Hand den Fächer, in der anderen den Sonnenschirm, zur wenige hundert Meter entfernten Schiffsanlegestelle, um mit dem Mittagskurs des Linienschiffes nach Montreux zurückzukehren.

Da sprang der gedungene Mörder hinter einem Baum hervor, umkreiste die Sztaray, die sich instinktiv vor die Kaiserin zu stellen versuchte, und fuhr dieser mit einem so heftigen Faustschlag gegen die Brust, dass sie rücklings zu Boden stürzte. Sofort liefen Leute herbei. Ein Kutscher half der Hofdame, die Gestürzte hochzuheben.

Elisabeth war völlig präsent, beteuerte, es sei ihr nichts passiert und bedankte sich in Deutsch, Französisch und Englisch für die rasche Hilfe der Umstehenden. Der Kutscher bürstete ihr Seidenkleid. Gleichzeitig war der Portier des Hotels herbeigeeilt und bot die Rückkehr ins Hotel an. Da sagte die Kaiserin: «Eilen wir aufs Schiff!»

Die Hofdame Sztaray und die Kaiserin gingen jetzt sehr schnell, denn es war höchste Zeit. Die Sztaray fragte nach: «Der Portier?» «Nein», korrigierte Elisabeth, «Jener andere, furchtbare Mensch!» Die zwei Frauen mutmassten schliesslich, er habe der Kaiserin die Uhr stehlen wollen.

Bereits waren die zwei Damen als letzte Fahrgäste auf das Schiff gelangt. Da brach die Kaiserin zusammen. Man dachte an eine Ohnmacht wegen des erlittenen Schreckens. Man schob ihr ein mit Äther getränktes Zuckerstück in den Mund. Sie wachte ein letztes Mal auf, dankte und fragte: «Was ist denn jetzt mit mir geschehen?» Das waren ihre letzten Worte.

Als man ihr den Mieder öffnete, um ihre Brust zu reiben, sah man eine winzige Wunde, an der ein Tropfen Blut klebte. Erst jetzt wurde das Ausmass des Unglücks ersichtlich. Die Hofdame rief nach dem Kapitän. Das Schiff wendete und fuhr in den Hafen zurück. Im «Beau Rivage» wurde die tote Kaiserin aufgebahrt.

Elisabeth wäre in keinem Fall mehr zu retten gewesen. Der Mörder hatte ihr, anatomisch versiert und vorbereitet, mit einer Eisenfeile direkt ins Herz gestochen. Medizinisch gesehen erklärt sich die Tatsache, dass Elisabeth die tödliche Verletzung gar nicht bemerkte und noch hundert Meter

schnellen Schrittes gehen konnte, mit der Kleinheit der Wunde. Das Blut floss äusserst langsam in den Herzbeutel und legte ebenso langsam die Herztätigkeit still. Nach aussen war sogar nur der eine festgestellte Blutstropfen gelangt.

Erregung der Völker

Tausende von Menschen strömten bis tief in die Nacht vor das «Beau Rivage», um der toten Kaiserin die letzte Ehre zu erweisen. Ganze Fuhrwerke voller Blumenkränze wurden herangefahren. Am Montag, 12. September 1898, schlossen die Läden in Genf um 11 Uhr. Die Büros, Werkstätten und Fabriken stellten ihren Betrieb ein, damit die Leute sich an der allgemeinen Trauerkundgebung beteiligen konnten. Alle Gemeindepräsidenten des Kantons und alle Behördenmitglieder der Stadt Genf wurden zur Kundgebung gesandt. «Eine ungeheure Menschenmenge stand wie Mauern links und rechts der Strasse», berichtete die Neue Zürcher Zeitung am 13. September 1898 aus Genf. «Zehntausende» hätten «den Trauerzug gesäumt». Die allgemeine Trauer steigerte sich, als aus Wien der Sonderzug des Kaiserhofes mit dem Leichenwagen eintraf und die tote Elisabeth, in einen mit zwei Fenstern versehenen Sarkophag gebettet, am 14. September 1898 nach Wien holte. Der gesamte Bundesrat war nach Genf gekommen. Die Bahnhöfe von Lausanne, Fribourg, Bern, Aarau und Zürich vermochten die schwarz gekleideten Menschen nicht zu fassen, die, in Trauer erstarrt, im Geläut ihrer Stadtglocken der Kaiserin ihre letzte Reverenz erweisen wollten. Auf der Fahrt des Spezialzuges von Buchs nach Feldkirch läuteten im ganzen Fürstentum Liechtenstein die Kirchenglocken. Die

Trauerkundgebungen in Österreich steigerten sich noch. Die Bevölkerung stand selbst an der Bahnstrecke Spalier, um stumm ein letztes Mal die Kaiserin im hier speziell langsam fahrenden Zug zu grüssen.

Innert Stunden nach dem Verbrechen wurden Millionenbeträge privat vom ungarischen Volk gespendet. Per Gesetz wurden Denkmäler beschlossen. Sowohl hier als auch in Deutschland kam es zur Errichtung von Elisabeth-Museen.

Dichter wie Gabriele d'Annunzio, Giovanni Pascoli oder Stephan George schwärmt in Oden über sie. Ludwig Klages, Alfred Schuler und Theodor Fontane betrachteten sie als ihnen seelenverwandt.

Freude und Furcht vor dem fremden Österreich

Die kleine Elisabeth hat wohl selbst das riesige Glück und Unglück zugleich am wenigsten erwartet. Mit 15½ Jahren verlobte sich das halbe Kind – sie befand sich voll im Wachstum – in Ischl mit dem 23-jährigen Kaiser, ein halbes Jahr später erfolgte die Heirat. Man geht davon aus, dass auch Elisabeth den aussergewöhnlich charmanten und blendend aussehenden Kaiser wirklich liebte. Aber gleichzeitig türmten sich ganze Berge an Einengungen, Intrigen und Blossenstellungen auf, welche manchen robusten Durchschnittsmenschen hätten zermalmen müssen. Elisabeth, die gewohnt war, jedem, dem sie wollte, die Hand zu reichen, mit jedem zu sprechen, der ihr gefiel, hinzugehen, wo sie wollte und wie sie wollte, wurde jetzt in das strenge höfische Zeremoniell in Wien eingepfercht oder wie sie es ohne Umschweife nannte, «ins Geschirr gespannt». Sie durfte nur noch zu ausgewählten Aristokraten – häu-

**Kaiserin
Elisabeth
und Gräfin
Sztaray in
Genf (aus:
Irma Gräfin
Sztaray, Aus
den letzten
Jahren der
Kaiserin
Elisabeth.
Wien 1909,
S. 220).**



fig ihren ärgsten Feinden – Kontakte haben. Sie musste sich selbst in der Hofburg in Wien von speziell hierfür bestimmten Hofbeamten begleiten lassen. Sie durfte sich nicht mehr selbst ankleiden. Sie musste die Schuhe bereits nach einmaligem Tragen weggeben. Und vor allem: sie unterlag 24-stündiger ständiger Beobachtung bis in die intimsten Bereiche. Das Natürliche, das Einfache wurde verbannt, das Unnatürliche, Künstliche, die übertriebene Etikette erstickte alles Lebhafte und Echte. Der Schein war alles, die Realität egal. Als Kaiserin gab es keine vertraulichen Intimitäten mehr. Jeder wusste, dass sie in der dritten Nacht zur Frau geworden war.

Dagegen bäumte sich alles in dem bayrischen Naturkind auf. Aber vergeblich. Die Hofbeamten fühlten sich beleidigt, wollte die Kaiserin sich nicht begleiten lassen, die Kaiserin Sophie, damals die mächtigste Persönlichkeit am Hof, begann Elisabeth wie ein kleines Kind wegen des geringsten Fehlverhaltens in Sachen Zeremoniell zu beschimpfen, die Zofen rümpften die Nase, wollte Elisabeth unkaiserlicherweise ein Kleidungsstück ein zweites Mal tragen. Und der Kaiser? Er war ganz einfach zu beschäftigt, noch zu jung, noch zu sehr abhängig von den Mächtigen des Hofes, allen voran seiner Mutter, um seine junge Frau auch nur annähernd zu schützen.

Man kann wohl sagen, selten war ein fürstlicher Lebenspartner weniger auf die Gefahren eines solchen Lebens vorbereitet als Elisabeth. Und vor allem, sie wollte es nicht, machte es nicht mit und wich aus. «Wäre er doch ein Schneider!» ist ein Ausspruch der jungen Verlobten: und dieser Ausspruch fasst vielleicht am besten das Kernproblem für Elisabeths ganzes Leben zusammen.

Liebe und Leid

Es ist der scharfsinnige Philosoph und Psychoanalytiker Ludwig Marcuse, der die berühmte Äusserung tat, dass den Menschen am wesentlichsten die Fähigkeit



Der Mörder der Kaiserin Elisabeth, der Italiener Luchen, wird vorgeführt. Nach elf Jahren Haft erhängte sich Luchen in seiner Zelle (aus: Konstantinos Christomanos Tagbuchblätter, 1899).

zum Menschen mache, ausweichen zu können. Und die junge Kaiserin begann auszuweichen. Sie floh in die Welt der Literatur. Sie dichtete Verse. In der Betätigung als Dichterin fand die junge Frau schon bald nach der Heirat eine Verarbeitung ihrer gar nicht naturgemässen Lebensführung und – nicht das Glück –, aber eine nicht gering zu veranschlagende Erfüllung.

Es sind romantische, mystische Bilder und Motive der Liebe, welche ihren umfangreichen, 1984 publizierten Gedichtband prägen: «Sehnsucht», «Der gefangene Vogel» oder etwa «Der Schmetterling» sind Beispiele für Gedichte, in welchen der Naturmensch Elisabeth mit der ganzen Kraft seiner Liebe die eigentlichen Lebenswünsche durchtränkt und modelliert. Wehmut speist zwangsläufig ihr Werk, sind die Wünsche für sie doch letztlich nicht mehr erfüllbar.

Elisabeths Leben ist zutiefst von Licht und Schatten, von Zwiespalt und Tiefgründigkeit geprägt. Im Guten wie im Schlechten schiesst sie über alles Durchschnittliche hinaus, argwöhnisch von der Welt beobachtet, die mehr schlecht als recht mit diesen Beobachtungen zurechtkommt. So erklärt die internationale Presse Anfang der Neunzigerjahre einmütig, die österreichische Kaiserin sei geisteskrank geworden. Auch hier war das Gegenteil der Fall. Die Hofdame Gräfin Marie Festetics schreibt, wie «gut gelaunt» Elisabeth sei und Welch «feste Liebe jetzt Kaiser und Kaiserin verbinde».

Am Hof in Wien organisiert Elisabeth protokollwidrige private Bälle. Sie tanzt leidenschaftlich gern. Fern von Wien nimmt sie an allen Auftritten des Kaisers, ausgenommen im streng militärischen Bereich, versiert und publikumswirksam teil. Sie weiss um ihre erblühte, gefeierte Schönheit als eine der schönsten Frauen ihrer Zeit und geniesst und pflegt sich entsprechend. Sie erscheint gleichzeitig als die gute Fee, welche Spitäler organisiert, Heime besucht und sich direkt unter Umgehung jeglicher Anmeldung und jeglichen Begleittrosses, und deshalb erfolgreich, um die Insassen kümmert.

Diesem Erscheinungsbild gegenüber steht die kränkliche, um der Schönheit willen hungernde Elisabeth, die sich zurückzieht, verbirgt, alle Auftritte in Wien absagt, nach dem Tod ihres Sohnes Rudolph nur noch schwarz gekleidet auftritt und sich auch den kaiserlichen Gemahl vom Leibe hält, nach Gödöllö in Ungarn flüchtend. Auch hier haben wir es mit Fluchtmechanismen zu tun. Und Elisabeth war eine Meisterin im Ausweichen.

Gleichzeitig verfügt sie über eine robuste Kämpfernatur. Ihr später als Kaiserin erstarktes Selbstbewusstsein, ihr seit 1875 enorm angestiegenes Vermögen, ihre absolut ergebene ungarische Klientel in Wien selbst, legen ihr die Macht und die Mittel

Holzbüste
der etwa
zwölfjährigen
Herzogin
Elisabeth
in Bayern
von Anton
Fernkorn.



zunehmend in die Hand, ohne Rücksicht auf allfällige Anfechtungen, und seien es auch soziale Ächtungen, sich diese aktiver Form des Ausweichens zu leisten. Dabei besticht sie sowohl durch ihre unkonventionelle Haltung als auch Originalität. In München geht sie regelmässig, getarnt als gutbürgerliche Dame, zu einem Bier ins Hofbräuhaus. In Ägypten marschiert sie unter sengender Sonne bis zu acht Stunden im Tag. Bei ihren Ritten in Ungarn mischt sie sich plötzlich unter Gesindel, spricht mit diesen Leuten und lädt die verdutzten, zerlumpten Gestalten auf ihr Schloss Gödöllö, wo sie diese bewirtet, mit neuen Kleidern versieht und reichlich beschenkt wieder entlässt.

Der Kaiser selbst hing mit grenzenloser Liebe an Elisabeth, und es ist ihre Lebensgeschichte, die ein ergreifendes Bild seiner Güte und Ritterlichkeit bietet. Sie wiederum zeigt in vielen Situationen, wie mutig und taktvoll sie ihren Gemahls umsorgte. So bestimmte sie in Triest, wo man jeden Augenblick auf ein Attentat gefasst war, bei einer Ausfahrt des Kaisers, um ihn zu schützen, dass er auf der dem Meer zugekehrten Seite sitze, die Sonne sei ihr sonst lästig. Auch wenn sie sich der Politik eher fernhielt, überzeugte sie durch ein klares Urteilsvermögen. So schrieb der deutsche Botschafter in Rom, «namentlich in Bezug auf das Verhältnis der katholischen Kirche zum österreichisch-ungarischen Staat bekunde die Kaiserin in ihrem Urteil eine erstaunliche Objektivität und Schärfe.» Und «sie treffe dabei stets den Nagel auf den Kopf». Kaiser Wilhelm II. von Deutschland nannte sie sogar «eine der politisch am klarsten und objektivsten denkenden Fürstinnen des Jahrhunderts.»

Nüchternheit und Rationalität

Elisabeths Leben wird oft beklagt. Sie habe gelitten, sie sei oft krank und unglücklich gewesen. Sicher litt sie, am Körper, dem sie zum Teil unglaubliche Torturen durch Hunger, Gewaltmärsche oder Bäder in eisigem Wasser zumutete. Sie litt Seelenschmerzen durch schwere Schick-

salsschläge wie beispielsweise den Tod einer Tochter und des Thronfolgers, aber auch andere grausame Todesfälle in ihrer Familie. Die Zeit war aufgewühlt durch Krieg und Elend, aber auch Hoffnungslosigkeit. Es litten aber auch andere, namenlos viele Menschen im ausgehenden 19. Jahrhundert. Der Kaiser selbst ist davon nicht ausgenommen. Die Kaiserin war mit wenigen Gleichgesinnten vom Untergang einer ganzen Welt, des hochinteressanten und riesigen Reiches der Doppelmonarchie absolut überzeugt. Aber was sollte danach kommen? Und wie sollte das Neue aussehen? Heute kennen wir die Hölle, durch welche das 20. Jahrhundert schliesslich gepeitscht wurde.

So enttarnte sie rasch das durch Zeremoniell ersticke Leben der Aristokraten am Wiener Hof. Ganz im Gegensatz etwa zur russischen Zarin Katharina der Grossen ein Jahrhundert zuvor, welche solche strengen, aber leeren Formhülsen sehr wohl auch durchschaute, jedoch noch als unerlässliche Zügel zur Bändigung der Rohheit der Hofleute betrachtete, drängt es Elisabeth jenseits dieses Aspektes des «Ins-Geschirr-Spannens» zum modernen Individualismus des Einzelnen im 20. Jahrhundert.

Und sie geht dabei noch weiter. Sie nimmt den Kampf auf gegen Strukturen, an die sie nicht mehr zu glauben vermag. Sie ist Katholikin, aber als Liberale, die der Ewigkeit misstraut. Sie ist Monarchin, aber sie glaubt bereits an die Republik. Für diese fehlt aber zur Zeit noch jede hoffnungs erweckende Chance in ihrem Reich. Die Kaiserin sichert sich jedenfalls gegen die österreichisch-ungarischen Behörden ebenso ab wie gegen ihre habsburgischen Verwandten. Ohne Wissen des Kaisers brachte sie einen grossen Teil ihres Vermögens zur jüdischen Bank Rothschild in der Schweiz, um für den Fall einer Emigration gesichert zu sein. Ihre mehrbändigen Gedichte schickt sie streng geheim der Schweizer Regierung mit der Auflage, diese Werke ab 1951 zu publizieren. Der Begleitbrief an den schweizerischen Bundespräsidenten konnte nicht aufschlussreicher hinsichtlich ihrer politischen Warte formuliert sein: «Der Ertrag aus der Publikation soll ausschliesslich für hilflose Kinder von politisch Verurteilten der österreichisch-ungarischen Monarchie verwendet werden.»

Kaiserin Elisabeths Sehnsucht war, das Leben einfacher Menschen kennenzulernen. Sie versprach sich davon Gerdlinigkeit, Echtheit und mehr Wahrhaftigkeit. Sie erreichte dabei in ihrem ganz persönlichen Wirkungsfeld überdurchschnittlich viel. Das ist – bereits unabhängig von der weltanschaulichen Wertung – ihr Erfolg und ihr moderates, aber genossenes Glück. Und sie verfügte vor allem über ein Plus an unkorrumpierbarer Charakterstärke, die historische Beachtung verdient. ☐